

„Eine detektivische Sache“

Ob Ahnenforschung als Beruf oder Hobby: Stadtarchive sind ein Knotenpunkt, wenn es um die Erforschung von Familiengeschichte geht. Die Genealogin Barbara Krump über ihre Tätigkeit, mitunter exzentrische Motive der KlientInnen und die mühevolle Suche nach den passenden Puzzlestücken.

Johannes Luxner, freier Journalist

Nein, in Österreich gebe es keine offizielle Ausbildung zum GenealogInnen-Beruf, erzählt Barbara Krump. Das Rüstzeug dafür müsse man sich Stück für Stück in der Praxis aneignen. Schließlich gleiche kein Auftrag dem anderen, so die Grazerin. Krump arbeitet als studierte Geschichtswissenschaftlerin in einer Historikerkanzlei, deren Kerngebiet die Ahnenforschung darstellt, wie das Fach der Genealogie im Volksmund genannt wird. „Jeder Fall ist interessant“, hält Krump fest, „weil man im Vorhinein nie weiß, was am Ende der Recherche rauskommt.“ Zu wissen, von wem man ab-

stamme, habe die Menschen immer schon fasziniert. Doch meistens herrschen im Feld der professionellen Ahnenforschung pragmatischere Gründe, um in der familiären Vergangenheit von bestimmten Menschen zu graben.

Im Zuge von Verlassenschaften und der dabei nötigen Suche nach Erben sorgen professionelle AhnenforscherInnen für Licht im Dunkel. Schließlich ist die klischeebeladene Geschichte von der unerwarteten Erbschaft keine Konstruktion Made-in-Hollywood, sondern steht in direktem Zusammenhang mit der Tätigkeit von GenealogInnen.

Von wem stamme ich ab?

Wen es allerdings aus purer Neugierde an der eigenen Abstammung zu den ProfessionistInnen treibt, ist fast immer an einem Merkmal zu erkennen, wie Krump aus ihrem Tagesgeschäft erzählt: „Die meisten machen sich über die eigene Abstammung erst Gedanken, wenn sie ein wenig älter sind. Sie wollen den eigenen Nachkommen erzählen können, wo die familiären Ursprünge liegen.“ Innerhalb dieses Interesses an der eigenen Familiengeschichte herrschen wiederum mannigfaltige Motive, die mitunter bis hin zur Exzentriz reichen: Unter der Rubrik „Familienge-



Shutterstock



Die Genealogin
Barbara Krump.

heimnisse“ firmierende Vermutungen, wie jene nach unehelichen Kindern, stellen kein seltenes Motiv für die Beauftragung von professionellen Recherchen dar. Vermutete Verwandtschaftsverhältnisse zu Adelshäusern oder berühmten historischen Persönlichkeiten bezeichnet Krump gar als klassischen Antrieb: „Oft geht es den Leuten um das Ich-möchte-dazu-gehören.“

Dabei hat die Digitalisierungswelle der vergangenen 15 Jahre nicht nur im Feld der Hobby-GenealogInnen – das sich einer bis dato ungekannten Beliebtheit erfreut und via Online-Plattformen einschlägige Vernetzungsarbeit und Hilfestellungen in Form von Datenbanken leistet – ihre Spuren hinterlassen. „Der erste Schritt führt auch mich mittlerweile zum Computer“, sagt Krump: „Vor allem bei seltenen Namen lassen sich immer öfter Anhaltspunkte finden.“ Besonders knifflig werde es meist bei vorangeschrittener Recherchetätigkeit: „Es ist wirklich eine detektivische Sache“, so Krump, deren Arbeit zum Teil auch eine gehörige Portion Intuition verlangt: „Wenn der klassische Rechercheweg nicht funktioniert, ist Kreativität gefragt. Zu wissen, wo man anfragen muss, wo man Quellen findet, wenn vordergründig alles ausgeschöpft ist:

das ist die tatsächliche Herausforderung für die Genealogie.“ Prinzipiell gilt aber: „Alles kann eine Quelle sein.“

Ohne Archiv geht es nicht

Dennoch bilden gerade die Stadtarchive wichtige Brücken in die Vergangenheit. „Das Grazer Stadtarchiv ist auch für mich ein wichtiger Ort“, so Krump. Hier befindliche Meldeunterlagen seien ebenso von zentraler Bedeutung für die Rekonstruktion von Verwandtschaftsverhältnissen wie Verlassenschaftsakten, alte Sterbebücher, Volksbefragungsunterlagen und vor allem alte Adressbücher, die in vielen aber längst nicht in allen Stadtarchiven aufbewahrt werden. Überhaupt sei es schwer, in diesem Bereich von einer generellen Datenlage zu sprechen, betont Krump. Die Qualität und der Umfang der Archive könnte unterschiedlicher nicht sein. Krump: „Kriege und Brände haben viel an Material zerstört.“ Erschwerend kommt hinzu, dass es damals keine flächendeckenden Aufzeichnungen gab: „Das Erfassen der Meldedaten setzte etwa gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein. In kleinen Ortschaften erst ab den 1930er-Jahren. Auch das macht es schwierig.“ Standesamtliche Aufzeichnungen gibt es in Österreich überhaupt erst seit dem Jahr 1939.

Wer Verwandtschaftsverhältnissen vor jener Zeit auf die Spur kommen möchte, ist vor allem auf die Kirchenbücher angewiesen, die Auskunft über Taufen, Eheschließungen und Sterbefälle geben.

Doch die vielen neuen HobbyahnenforscherInnen sind nicht nur in den Weiten des World-Wide-Web, sondern auch in den Stadtarchiven bemerkbar: „Plätze in diesen Archiven müssen mittlerweile vorab reserviert werden – die erhöhte Nachfrage ist eindeutig spürbar.“ Krump sieht dieses neu erwachte Interesse im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg: „Weil die Nachkriegsgenerationen eher geschwiegen haben, ist das Interesse der Nachkommen umso größer.“ Wobei in großen Städten auch „Datenbanken“ zu finden sind, die auf den ersten Blick nicht unbedingt im Zusammenhang mit Ahnenforschung gesehen werden. „Friedhöfe sind etwas sehr wichtiges. Hier können Familienzusammenhänge gut eruiert werden“, so Krump. Die Digitalisierung von Gräberdaten, die im Fall der Stadt Wien prinzipiell einer vereinfachten Gräbersuche auf großen Arealen, wie jenem des Wiener Zentralfriedhofs, dienen soll, bedeutet ebenso einen riesigen Fundus an Namen und Sterbedaten. Als die Wiener Datenbank vor Jahren online ging, verbreitete sich die Kunde über diese neue üppige Quelle unter den internetaffinen HobbygenealogInnen wie ein Lauffeuer. Ihr Beruf habe durchaus auch eine sehr emotionale Ebene, sagt Barbara Krump. Nicht nur, dass die KlientInnen viel von familiären Schicksalen erzählen – besonders im Fall von Familienzusammenführungen bekommt die Genealogie einen besonders starken emotionalen Drall –, sondern z. B. auch bei der Recherche von jüdischen Verwandtschaftsverhältnissen. Krump: „Da merkt man erst, wie radikal in der NS-Zeit vorgegangen wurde.“ Und mitunter sind es auch Skurrilitäten, die das Recherchieren begleiten: „Ich musste die Geburtsurkunde einer ausgewanderten Frau besorgen und konnte sie trotz Kenntnis des Geburtsorts und -datums nicht und nicht finden. Bis ich durch einen Zufall das Problem fand: Die Frau hatte sich bei der Auswanderung um fünf Jahre jünger gemacht.“